



Chiasso (Schweiz)  
**m.a.x.museo**

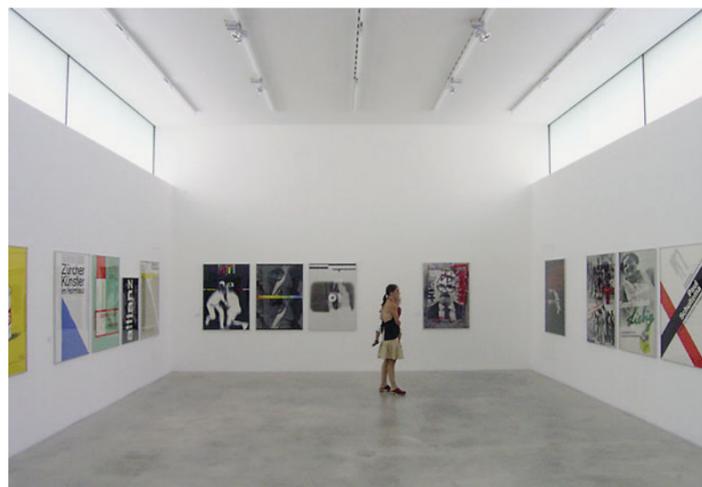
Bisweilen sind es die kleinen Projekte, die einem erlöschenden städtischen Gewebe neuen Glanz verleihen können. Ein solcher Impulsgeber für den Strukturwandel ist das m.a.x.museo in der Tessiner Grenzstadt Chiasso. Dort suchte man nach dem Weggang der großen Geldinstitute ins mondäne Lugano nach einem neuen Profil – und fand es, wie vielerorten, in Kunst und Kultur. Das von den luganesischen Architekten Pia Durisch und Aldo Nollí geplante Museum ist nicht nur ein Glücksfall für Chiasso, es bildet auch den gläsernen Kontrapunkt zur traditionell irdenen Tessiner Schule, die nun in ihrer zweiten Generation den Anschluss an die Leichtigkeit zeitgenössischen Bauens gefunden zu haben scheint.

Den Anstoß für das Projekt gab Aoi Huber-Kono, die Witwe des 1992 verstorbenen Schweizer Grafikers Max Huber und Tochter des japanischen Künstlers Takashi Kono (1906–99). Die von ihr gegründete Stiftung konzipierte das Museum mit einem Budget von 2,5 Mio. Schweizer Franken als Kunsthalle mit Wechselausstellungen und einer ständigen Ausstellung der Werke ihres Mannes. Programmatisch die Namensgebung: m.a.x. steht nicht nur für Max Huber, sondern m. für Multimedia, a. für Art und x. für das Unbekannte. Die Stadt Chiasso kam der Stiftung mit der Bereitstellung eines Grundstücks für einen symbolischen Betrag entgegen. Das mit baulichen und chemischen Altlasten behaftete Gelände vis-à-vis dem skurrilen Cinema Teatro aus den 30er Jahren, rückte plötzlich in den Mittelpunkt des städtischen Kulturbetriebs.

Der neue Kulturkomplex besteht aus zwei separaten Baukörpern, die über eine homogen gestaltete Platzfläche zusammengefasst werden. Der lang gestreckte Baukörper des m.a.x.museo besetzt parallel zur Via Dante Alighieri die Straßenkante. Dahinter liegt in einem wie versehentlich verkippten Winkel eine zu einer Kunstmehrzweckhalle umgebaute ehemalige Autolackierwerkstatt, der Spazio officina. Die alte Werkstatthalle wurde mit einer neuen dunkelgrauen Hülle versehen, aus der vier große Ausstellungsfenster den Platz überblicken. Der Innenraum des Spazio officina wird durch aufgesetzte Oberlichter erhellt und fasst bis zu 500 Besucher. Die Granitstreifen, die wie Straßenmarkierungen in den dunklen Asphalt des Platzes eingegossen sind, verweisen nicht nur auf die Geschichte des Ortes als Autodepot, sie sind auch als augenzwinkernder Kommentar zur lokalen Natursteintradition zu verstehen.

Der Museumsneubau scheint ätherisch am Rande des nach Westen abfallenden Geländes zu schweben, ein weißer, strahlender Quader mit weit nach vorne auskragendem Obergeschoss. Der fein betonierte Vorplatz verlängert den Baukörper auf ein Maximum. Auch hier erlauben es die in den Boden eingelassenen Spots und Montagepunkte, den Zugang zum Museum situationsabhängig immer wieder neu zu gestalten, ob als Plakatwald, mit Sonnenschirmen, Tischen oder bisher noch nicht Erdachtem. Erst aus der Nähe gewinnt die Fassade an Struktur, und hinter dem weißen Industrieglas wird eine zweite Schicht ablesbar. Den mit den Stegen nach außen aneinandergefügt Profilaugläsern wurde der Eisengehalt und somit die sonst typische Grünfärbung entzogen: Eine weiße Glas-

Der weiß schimmernde Neubau besetzt die Grundstücks-kante zur Via Dante Alighieri. Die Ausrichtung der in den Asphalt des Platzes eingelegten Naturstreifen bezieht sich auf die umgenutzte Autolackierwerkstatt, die sich, nicht im Bild, auf der linken Seite anschließt. Unten der Blick in einen der beiden Ausstellungsräume im Obergeschoss des Museums.  
Fotos: Robert Winterhager, Bonn



hülle verschleiert den Blick auf die dahinter liegenden konstruktiven und funktionalen Elemente. Der Fassadenzwischenraum kann mit Licht- und Bildkunst bespielt werden, so lässt sich der Baukörper immer wieder anders in Szene setzen. Das ebenerdige Foyer dient als Kasse, Museumsshop, Cafeteria, Garderobenraum und Schaufenster zur Straße. Alles ist von einer Person zu bedienen, zu überblicken und bei Bedarf neu zu arrangieren. Einer der drei Ausstellungsräume liegt im Untergeschoss, schließt aber durch die doppelte Geschosshöhe deckenbündig mit dem Foyer ab. Die beiden Ausstellungsräume im Obergeschoss sind durch den Erschließungskern und einen kleinen Lichthof voneinander getrennt. Entlang der Längsseiten fällt das Licht, schon einmal durch das Industrieglas gefiltert, durch Oberlichtbänder aus geätzttem Glas gleichmäßig in die weißen Säle. Von innen wie von außen fasziniert das Gebäude durch das räum-

lich-visuelle Paradoxon einer introvertierten Transparenz, die in ihrer Strenge und Klarheit eine bauliche Entsprechung zu den konstruktiv-konkreten Grafiken ihres Namenspatrons ist. Die kulturbeflissene Transitstadt Chiasso gibt mit dem m.a.x.museo dicht vor der Grenze dem kunstsinnigen Italienreisenden einen lohnenden Grund zum Verlassen der Autobahn – und zum Verweilen.  
*Uta und Robert Winterhager*

m.a.x.museo, Via Dante Alighieri 6, 6830 Chiasso, Schweiz, [www.maxmuseo.ch](http://www.maxmuseo.ch); Mi-So 10.30–12.30 und 14–18.30 Uhr



Wien  
**Dominique Perrault Architecture: Meta-Buildings**

Unlängst war dem Architekten in der Bauwelt eine „letzte Seite“ gewidmet (Heft 23), doch im Wiener Architekturzentrum (AzW) zeigt Dominique Perrault, dass am Himmel der großen Stars nach wie vor mit ihm zu rechnen ist. In einem prächtigen, komplett von seinem Büro gestalteten Ausblick auf vier Projekte wird dem Publikum klargemacht, wo des Architekten „unique selling proposition“ liegt: Nicht die Eleganz des einzelnen Gebäudes ist sein höchstes Ziel, sondern die Schaffung eines urbanen Raums. So erklärt sich der Titel der Ausstellung, „Meta-Buildings“, denn es geht hier, das ist die These, nicht allein um Architektur. Zumindest bei dem ersten Projekt, das einem gleich hinter dem überlebensgroßen Portrait des Architekten am Eingang begegnet, dem EWA Womans University Campus Center in Seoul, erscheint der Begriff „Meta-Building“ unmittelbar einleuchtend. Denn ein Gebäude ist gar nicht erkennbar, nur ein breiter Graben, der in das bestehende Universitätsgelände hineingefräst werden soll. Die Seitenwände des Grabens sind verglast und bilden die diskrete Fassade, hinter der die in den Graben abgetauchten Studentinnen die zentralen Campuseinrichtungen finden werden. Das Dach ist begrünt und rund um die Uhr begehbar, weil es sich in einem ebenso sanften Schwung aus der Umgebung erhebt, wie sich der Erschließungsgraben darin hineinsenkt. Die Eröffnung ist für kommendes Jahr geplant.

Bei den beiden nächsten Projekten – dem Mariinsky-II-Theater in St. Petersburg (2003–09) und dem Olympischen

Tennisstadion in Madrid (2002–07) –, die ebenfalls mit Modellen, kleinen Videoclips und fototapetengroßen Renderings präsentiert werden, ist dieser Meta-Anspruch an die städtebauliche Verantwortung großer Gebäude nicht mehr ganz so deutlich ausgeprägt – bevor er schließlich, am Ende der Ausstellung, zur Farce wird. Denn dort stehen die beiden Hochhäuser, die der Grund sind, warum das Architekturzentrum Dominique Perrault eine Personale widmet. Einer der Dauersponsoren des AzW ist die städtische Entwicklungsgesellschaft WED, die bei Perrault die Bauten in Auftrag gab und sich nun, ein Jahr vor Baubeginn des ersten Turms, über das große Medienecho freuen kann.

Bereits jetzt aber lässt sich sagen, dass Perrault bei den Wiener Zwillingstürmen die Meta-Wirkung lediglich als Wunschtraum vor sich herträgt. Der so innig herbeigesehnte attraktive Außenraum auf der zugigen „Donauplatte“ wird kaum dadurch entstehen, dass zwei Türme ein Paar bilden, die aussehen sollen, als wären sie einst verbunden gewesen, bevor jemand eine raue Säge angesetzt und sie auseinander gerückt hat. Dass Perrault es auch unter österreichischen Verhältnissen besser kann, hat er an bisher vier in Tirol realisierten Bauten, darunter drei Supermärkten, unter Beweis gestellt, die in kleinen Blechhütten vor dem AzW präsentiert werden. *Oliver Elser*

Architekturzentrum Wien, Alte Halle, Museumsplatz 1, 1070 Wien, [www.azw.at](http://www.azw.at); bis 23. Oktober, Mo-So 10–19 Uhr, Mi 10–21 Uhr. Der Katalog kostet 26,80 Euro.

Blick in die Perrault-Ausstellung im AzW: hinter dem überlebensgroßen Meister des Campus Center der Frauenuniversität in Seoul. Unten: Ab 2010 steht das höchste Haus Österreichs in der Wiener Donauebene. Perraults 220-Meter-Turm soll, „je nach Marktlage“, zwei bis drei Jahre später einen 160 Meter hohen kleinen Bruder bekommen.  
Foto: Pez Hejduk, Wien; Perspektive: Perrault Projets, Paris



**Walter Henn (1912–2006)**

Persönlich kennen gelernt habe ich Walter Henn erst 1982, als ich sein Institut an der TU Braunschweig übernahm. Aber bereits zur Zeit meines Studiums in München habe ich die Entstehung seiner Bauten für Osram und die Fa. Deckel miterlebt, die heute, nach vierzig Jahren, noch immer zeitlos modern wirken. Es war Walter Henn, der vor allem mit seinen frühen Arbeiten der 60er Jahre zusammen mit Friedrich Wilhelm Kraemer und Dieter Oesterlen den Ruf der „Braunschweiger Schule“ begründete. Henns Lehrtätigkeit begann aber nicht erst in Braunschweig. Im Alter von nur 34 Jahren wurde er an die Technische Hochschule Dresden berufen, um dort Industriebau, Baukonstruktion und den Erhalt alter Bauwerke zu lehren. Vor allem seinem Lehrgebiet Industriebau gab er neue Impulse. Seine vier Bände zum Thema wurden in neun Sprachen über-

setzt und haben auch unter Architekten das Interesse am Industriebau geweckt. In seiner Tätigkeit als Architekt war Walter Henn immer bereit zu Experimenten. Er baute das erste Großraumbüro in Deutschland und das erste Hochregallager Europas. Er hat an Ingenieurbauten gearbeitet, die von Talsperren, Brücken, Silos, Kraftwerken, Bergwerken zu reinen Produktionsbauten reichen. Henn war einer der heute seltenen Universalisten, die fachübergreifend zu arbeiten und zu integrieren verstehen. Von Haus aus war er gar kein Architekt, sondern zunächst Bauingenieur. Architektur studierte er zum Teil im Anschluss an seine Ingenieursausbildung in Dresden. Immer blieb er der Kunst und der Kultur gegenüber aufgeschlossen. Schon sehr früh legte er den Grundstein zu einer enormen Sammlung moderner Künstler, später konzentrierte er sich auf das Sammeln von Autographen. Seine fachübergreifende Sicht auf die Dinge und der Versuch eines Ausgleichs zwischen Technik und Kultur bildeten die Grundlage für seine vielen zukunftsweisenden Lösungsansätze. Er war einer der ersten Architekt-Ingenieure, die sich Gedanken um den Umwelt- und Landschaftsschutz machten. Die Moselstaustufen (1959–61) sind hierfür ein Beispiel. Sein Begriff des „optischen Umweltschutzes“ ist heute auch im Hinblick auf die vielen ungeplanten Gewerbegebiete vor den Toren der Städte aufgegriffen worden.

Mehr als viele seiner Hochschulkollegen bestand er darauf, dass die Lehre nur möglich sei in einer engen Verbindung zur Praxis und Forschung: An keinem Lehrstuhl in der Bundesrepublik haben so viele Architekten promoviert wie bei ihm. Nach seiner Emeritierung 1981 hat Walter Henn sich nicht zur Ruhe gesetzt, sondern blieb auch weiterhin als Architekt, Berater, Preisrichter und Gutachter tätig. Er gründete sogar ein neues Büro, Henn und Henn, mit seinem Sohn Gunter in München und legte damit den Grundstein für das heute so erfolgreiche Büro seines Sohnes. Am 13. August ist Walter Henn im Alter von fast 94 Jahren gestorben. *Helmut C. Schulitz*